

Leseprobe aus:

Jessica Koch

Dem Abgrund so nah



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Jessica Koch

DEM ABGRUND SO NAH

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 2016
© 2016 by FeuerWerke Verlag, Maracuja GmbH,
Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,
nach einem Entwurf von Judith Jünemann
Illustrationsnachweis vladischern/VectorStock.com;
iStockphoto.com
Satz aus der Minion OT, InDesign,
Das Herstellungsbüro, Hamburg
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 29087 9

*Für meinen Sohn
Ich werde immer für dich da sein.
Bis zum letzten Atemzug.*

*Für Danny
Du wirst frei sein, Danny.
Eines Tages wirst du frei sein!*

*And I hope you find your freedom
for eternity*

VORWORT

Die Informationen zu diesem Buch stammen aus Dannys umfangreichen, detaillierten Erzählungen und seinen Aufzeichnungen. Nach reiflicher Überlegung habe ich mich dazu entschieden, diese in einem Buch zu verarbeiten. In der Hoffnung, das Bewusstsein der Menschen für solche Geschehnisse zu stärken, da dies immer Dannys Wunsch gewesen ist. Für Missbrauchsopfer ist das «Nichtgehört-Werden» meist das Schlimmste, deswegen ist es wichtig, mit so einer Geschichte an die Öffentlichkeit zu gehen.

Ein Drittel meiner Einnahmen dieses Buches werden zu gleichen Anteilen der Organisation Kobra e. V. (Beratungsstelle für Missbrauchsopfer) und dem Paulihof (Therapiezentrum für traumatisierte Kinder) gespendet.

Ich habe den Versuch unternommen, Dannys Erinnerungen aus seiner damaligen Perspektive wiederzugeben und diejenigen Textpassagen, die aus seiner Perspektive erzählt werden, im Schreibstil und von der Wortwahl her zumindest ansatzweise an die Wahrnehmung eines Kindes anzugleichen.

Eure Jessica Koch

TRIGGERWARNUNG: Hiermit soll ein Mensch, der selbst Opfer von Missbrauch oder Gewalt geworden ist, vor einer ungewollten Erinnerung an die belastende Situation durch die Berichte anderer gewarnt werden. Intensive Berichte und Diskussionen können Auslöser der eigenen Belastungen werden, die möglicherweise Angstreaktionen auslösen.

PROLOG

Er beobachtete ihn schon eine ganze Weile. Sein Name war Jacob, und er wohnte in der Nachbarschaft. Zu seinem Entsetzen bemerkte er zum wiederholten Male, wie er sich von ihm angezogen fühlte. Die Sommersonne malte abstrakte Muster in das schwarze Haar des Jungen, das glatt an seinem Kopf anlag. Seine Beine steckten in kurzen Shorts. Er trug abgewetzte Turnschuhe, und auch das T-Shirt hatte schon bessere Tage gesehen.

Im Grunde liebte er seine Ehefrau. Es war ganz sicher keine Zweckheirat gewesen, davon konnte nicht die Rede sein. Er hatte sie gesehen und sich verliebt. Die Tatsache, dass sie sofort schwanger wurde und bereit gewesen war, ihr Leben in Deutschland aufzugeben und zu ihm nach Atlanta zu ziehen, hatte ihn beflügelt. Vielleicht hatte er sich auch selbst belogen, als er sich einredete, für sie seine Vorliebe für Männer komplett aufgeben zu können. Anfangs war es leicht gewesen, aber über die Jahre hatte ihn immer häufiger diese Sehnsucht gepackt. Wie jetzt, wenn er *ihn* sah. Er wusste, er durfte seinem Verlangen nicht nachgeben. Es wäre falsch und unmoralisch gewesen. Zumal seine Frau bereits mit dem zweiten Kind schwanger war. Ein Junge würde es werden, die Ärzte rechneten in den nächsten zwei Wochen mit der Geburt.

Sie hatten sich hier eine wundervolle Heimat aufgebaut. Ländlich, in einem kleinen Holzhaus mit großem Anwesen. Sein erstgeborener Sohn brachte hervorragende Leistungen in der Schule, war strebsam und ein vielversprechendes Talent im Sport. Er hoffte, dass eines Tages etwas aus ihm werden würde. Etwas Besseres, als aus ihm selbst geworden war. Denn dass er ein guter Mensch war, konnte er nicht behaupten. Zu viele Fehler hatte er in der Vergangenheit gemacht; zu viele Dinge getan, die man nicht tun durfte. Er wusste auch, dass es eine Gratwanderung war;

das heile Familienleben war oft mehr Schein als Sein, die kleinste Erschütterung würde alles in sich zusammenfallen lassen wie ein Kartenhaus. Er würde zurückfallen in die alten Muster, in seine Leidenschaft, die es nicht geben durfte. Jeden Tag betete er zu Gott, dass diese Erschütterung ausbleiben möge.

Sein Blick wanderte wieder zu Jacob, der aufgestanden war und die Straße hinunter direkt auf ihn zu kam. Jeden Tag ging der Junge hier entlang, und jeden Tag spielte er mit dem Gedanken, ihn anzusprechen. Aber was hätte er sagen sollen?

Im Geiste hatte er ihn schon hundertmal zu sich nach Hause eingeladen, und Jacob war dieser Aufforderung nur zu gerne nachgekommen. Sie waren zusammen ins Schlafzimmer gegangen, und Jacob hatte sich von ihm ans Bett fesseln lassen. Freiwillig natürlich. So etwas machte man nur in gegenseitigem Einverständnis. Das wusste er. Aber was machte man, wenn der andere sich weigerte?

Seufzend unterbrach er diesen Gedankengang und beobachtete Jacobs schlaksigen Schritt, die Leichtigkeit seiner Bewegungen, und fragte sich sehnsüchtig, ob der Junge ihn wohl lieben könnte. Trotz des enormen Altersunterschiedes, der die beiden trennte.

Jacob ging mit seinem Sohn in dieselbe Klasse.

Die Dämmerung hatte längst eingesetzt, als er sich von der Veranda lösen konnte und ins Haus ging. Es roch nach Braten und Wein. Er liebte es, wenn seine Frau kochte. Sie war eine herausragende Köchin, und sie ließ sich trotz der fortgeschrittenen Schwangerschaft nicht davon abhalten. Heute war es irgendwie unruhig im Haus. Das Weinen seines Sohnes ließ ihn aufhorchen.

«Was ist denn los?», rief er die Treppe hinauf.

Seine Frau stand oben am Geländer und hielt seinen strohblonden Jungen im Arm, der sich immer wieder mit dem Ärmel über das tränennasse Gesicht wischte.

«Rex ist weg. Er hat sich den ganzen Tag nicht blicken lassen. Ich habe unserem Sohn gesagt, er muss jetzt aufhören mit dem Suchen und bis morgen warten, aber er will nicht hören! Es ist einfach zu dunkel draußen, ich kann ihn nicht mehr rauslassen.»

«Nur noch ganz kurz», bettelte der Junge.

Sie hielt verzweifelt mit einer Hand ihren immensen Bauch, mit der anderen ihren Sohn im Arm.

«Nein!», donnerte der Vater. Sein Tonfall machte deutlich, dass Protest zwecklos war. «Der Köter kommt schon wieder. Ansonsten kannst du morgen suchen. Jetzt essen wir zu Abend.»

Es ging alles viel zu schnell.

Mit einem Ruck riss sich der Junge von seiner Mutter los und stürmte die Treppe hinunter. Sie schaffte es nicht, ihn rechtzeitig loszulassen, und kam ins Straucheln. Der riesige Bauch sorgte dafür, dass sie schlussendlich das Gleichgewicht verlor. Stufe für Stufe stürzte sie die Treppe hinab. Erst am Fußende kam sie zum Liegen, zusammengekrümmt wie ein Embryo.

«Honey!», brüllte der Vater entsetzt und eilte auf sie zu. Der Junge schrie, als er die Blutlache bemerkte, die sich langsam auf dem Boden ausbreitete.

«Ruf sofort einen Krankenwagen!», herrschte er seinen Sohn an. Doch dieser war unfähig, sich zu rühren, und starrte wie gelähmt weiterhin auf seine reglose Mutter.

Draußen bellte ein Hund.

* * *

Ein herzerreißendes Jaulen ließ den Jungen zusammenzucken.

Rex, schoss es ihm durch den Kopf. Unter tausend Hunden hätte er ihn erkannt. Besorgt blickte er sich im stockdunklen Zimmer um, konnte aber nichts sehen. Ein schrilles Winseln ertönte von draußen. Schnell stürzte er an sein Fenster und blickte

in den schwach erleuchteten Garten. Schemenhaft konnte er seinen Vater ausmachen. Er schwankte wie ein Betrunkener. Mit einem dicken Stock schlug er immer wieder auf den Boden ...

«Nein!», schrie der Junge entsetzt, als ihm bewusst wurde, was da geschah. «Nein!» Mit beiden Fäusten hämmerte er gegen die Scheibe. Niemand beachtete ihn. Blind vor Tränen rannte er die Treppe hinunter zur Haustür hinaus.

«Lass Rex in Ruhe!», schrie er.

«Der verdammte Köter ist schuld. Seinetwegen ist mein Sohn tot!» Kurz hielt der Vater in der Bewegung inne und sah ihn voller Wut an. «Und deinetwegen!»

Schluchzend sank der Junge auf die Knie. Der Hund rührte sich nicht mehr.

Danny schob angewidert das Stück Putenfleisch an den Teller-
rand. Er mochte Tiere lieber lebendig anstatt gebraten und pa-
niert. Unzählige Male hatte er das seiner Mutter bereits gesagt,
dennoch kam regelmäßig Fleisch auf den Tisch. Ganz langsam
begann er zu erkennen, dass seine Wünsche in dieser Familie
keinen allzu hohen Stellenwert hatten. Wenn es nur ansatzweise
nach ihm ginge, dann wären sie noch immer in Atlanta. Aber er
war nicht gefragt worden. Deswegen saß er nun in diesem frem-
den Land fest, dessen Sprache er zwar konnte, über das er aber
sonst nichts wusste. Das Streitgespräch hingegen, das im Flur
zwischen seiner Mutter und seiner Oma stattfand, kannte er mitt-
lerweile auswendig. Beinahe täglich wiederholte es sich auf fast
identische Weise.

«Du musst dich damit abfinden», hörte er seine Großmutter
draußen schimpfen. «Dein Baby ist tot. Daran ist nichts mehr zu
ändern! Hör auf, dich in Tagträume zu flüchten!»

Danny wusste, dass diese Aussage stimmte. Seine Mutter lebte
in einer Phantasiewelt.

«Ich glaube, du gehst jetzt besser, *Mutter!*»

«Marina, bitte ...»

«Auf Wiedersehen!»

Er hörte, wie die Haustür geöffnet und mit einem lauten Knall
wieder geschlossen wurde. Auch das war nichts Neues. In der Re-
gel geschah es immer an dieser Stelle des Gesprächs.

Marina trat mit glühenden Wangen in die Küche und wischte
sich die Hände an ihrer Schürze ab.

«Oma hat recht!», sagte Danny, obwohl er seine Großmutter
nicht sonderlich mochte. Schon als kleiner Junge hatte er sie als
kalthertzig und fremd empfunden. Nun verglich er sie ständig mit
seiner liebevollen Tante in Amerika, die ihm unheimlich fehlte.

«Was weißt du schon!» Die Stimme seiner Mutter klang gereizt und zugleich sehr entschlossen. «Es ist besser, wenn sie in Zukunft nicht mehr hierherkommt.»

«Was?» Danny schrie fast. «Ich dachte, nur deswegen sind wir hier? Weil du zu ihr wolltest?»

Marina seufzte tief. Sie setzte sich zu ihm an den Tisch. «Ich hatte gehofft, sie könnte mir helfen. Aber du siehst ja, wir sind nur am Streiten.»

«Prima, dann können wir ja wieder nach Hause!»

«So einfach ist das leider nicht, Danny. Wir haben das Haus in Atlanta aufgegeben und dieses hier gekauft. Dein Vater hat sich nach Deutschland versetzen lassen. Wir werden hierbleiben.»

«Dad schreit nur noch rum. Ihm gefällt es hier nicht», erklärte Danny trotzig. «Und mir auch nicht.»

«Ich war über zehn Jahre mit deinem Vater in Amerika. Nun bleiben wir eine Weile in meiner Heimat. Ihr werdet euch einleben.»

Marina stand ruckartig auf und drehte sich von ihm weg. Danny merkte, dass sie ihren eigenen Worten keinen Glauben schenkte. Wie um sich selbst zu überzeugen, fuhr sie fort: «Dein Vater hat hier eine schlechtere Stelle. Damit muss er sich erst abfinden. Für ihn ist das alles auch ungewohnt, er hat seit vielen Jahren nicht mehr in Deutschland gelebt.»

«Deswegen säuft er nur noch, seit wir hier sind?»

«Gib ihm Zeit. Er wird sich einleben. Du kannst ihn unterstützen, indem du künftig nur noch Deutsch mit ihm sprichst. Das wird ihm helfen. In Ordnung?», fragte Marina beschwichtigend.

«Von mir aus», gab Danny resigniert zurück. Anfangs würde es ungewohnt für ihn werden. Deutsch hatte er früher nur tagsüber mit seiner Mutter gesprochen, wenn sie allein zu Hause waren. Im Prinzip war es Danny aber gleichgültig, in welcher Sprache er mit seinem Vater kommunizierte. Am liebsten hätte er ganz

auf die Gespräche mit ihm verzichtet. Nach der Sache mit Rex versuchte er, seinen Vater zu meiden, wo es nur ging.

Aiden steckte den Kopf durch die Tür.

Wenn man vom Teufel spricht, dachte Danny.

«Marina», sagte Aiden anstelle einer Begrüßung. «Ich möchte kein Abendessen, sondern gehe gleich nach oben.»

Er zog sorgfältig die Tür hinter sich zu. Danny lauschte in den Flur und vernahm dort leise Stimmen.

«Er ist wieder nicht allein», stellte Danny fest.

Marina nickte knapp, während sie ihren Teller mit Kartoffelpüree und Fleisch füllte. Schweigend setzte sie sich an den Tisch und begann lustlos zu essen.

«Wer sind diese Typen, die Dad immer mitbringt?»

«Freunde von ihm», erklärte Marina mit brüchiger Stimme.

«Aha», machte Danny zweifelnd. «Warum benimmt er sich dann so seltsam? Und wieso heulst du deswegen?»

Marina wischte sich verstohlen die Tränen aus den Augenwinkeln. «Ich weine wegen meinem Baby. Sonst ist alles in Ordnung!»

Wütend warf Danny seine Gabel auf den Tisch. «Überhaupt nichts ist in Ordnung! Dad säuft, will nichts mehr von uns wissen, und er hat meinen Hund erschlagen!»

«Es reicht! Geh in dein Zimmer!»

«Mom», flehte er. «Warum glaubst du mir nicht? Was denkst du denn, wo Rex ist? Dad spinnt total, und es wird immer schlimmer!»

«Danijel! Du gehst jetzt sofort ins Bett!» Marina stand vom Tisch auf und deutete mit dem Zeigefinger Richtung Treppe. «Ich will dich heute nicht mehr sehen!»

Schnaubend sprang Danny auf und trat heftig gegen den Esstisch.

«Du glaubst ihm mehr als mir», schrie er, drehte sich um und rannte die Eichenholztreppe nach oben. Leise schlich er zur Schlaf-

zimmertür seiner Eltern, hielt davor inne und lauschte. Merkwürdige Laute drangen heraus, die er nicht einordnen konnte.

Schritte näherten sich der Tür, und Danny hastete in sein Zimmer.

Irritiert versuchte er, in einem Comic zu lesen, fand aber nicht die nötige Ruhe. Er entschloss sich, wirklich gleich ins Bett zu gehen. Mit seinem Pyjama in der Hand betrat er das Badezimmer.

Am Waschbecken stand ein dürrer Junge mit schwarz gefärbten, nach oben gestylten Haaren. Er trug eine hautenge, schwarze Jeans und einen breiten Gürtel um die schmalen Hüften. Konzentriert ließ er sich Wasser in die zu einer Schale geformten Hände laufen und spülte sich damit sorgfältig den Mund aus.

«Wer bist du?», fragte Danny.

Der Junge erschrak. «Ein Freund von deinem Vater.» Irgendwie schien er sich ertappt zu fühlen. Verstohlen griff er nach dem Handtuch, mit dem er sich dann das Gesicht abtrocknete.

«Bist du da nicht noch ein bisschen zu jung dafür?», konterte Danny spitz.

«Ich bin achtzehn», verteidigte der Junge sich.

«Echt? Du siehst aber jünger aus, wie vierzehn oder so.»

«Ich weiß. Meine Entwicklung lässt sich Zeit. Sie macht gerade Urlaub auf Hawaii.» Er lachte auf. Eine Reihe schneeweißer Zähne wurde sichtbar. «Und das ist auch gut so. Dann verdient man besser.»

«Versteh ich nicht», murrte Danny. «Was machst du hier?»

«Spielt das denn eine Rolle?»

«Ja. Ich *muss* es wissen!»

Der Junge lächelte zynisch: «Ich hab deinem Vater einen geblasen.»

«Was? Was ist das?»

Er lachte wieder auf und zog sich den Pullover an, der neben dem Waschbecken hing.

«Das willst du gar nicht wissen, glaub mir.»

«Doch, will ich!» Danny hasste es, wenn man ihm sagte, dass er etwas nicht wissen wollte, obwohl er vor Neugier brannte.

«Mach's gut.» Der Besuch seines Vaters wandte sich zum Gehen, hielt aber im Türrahmen kurz inne, um Danny eine Frage zu stellen: «Wie alt bist du, Kleiner?»

«Zehn.» Danny bemerkte, dass der andere ihn skeptisch musterte. «Warum? Was ist?»

«Nichts», sagte der fremde Junge knapp und kniff fest die Lippen zusammen. Eilig verließ er das Bad, kam dann aber doch noch mal zurück.

«Pass auf dich auf, Kleiner! Dein Vater hat sie nicht alle!», sagte er schnell. Wie um seine Worte zu unterstreichen, tippte er sich mit dem Zeigefinger an die Stirn.

Danny starrte ihm verwirrt hinterher, als er die Stufen hinabrannte. Seufzend schüttelte er den Kopf, zog sich um, ging zurück in sein Zimmer und legte sich ins Bett. Weil die Wut auf seine Mutter nicht nachlassen wollte, konnte er nicht einschlafen. Er lag noch immer wach, als sich weit nach Mitternacht seine Zimmertür öffnete und Aiden eintrat.

«Ist etwas passiert?» Verwundert blickte er seinen Vater an.

«Ich möchte kurz mit dir reden.»

«Jetzt? Ich bin müde.» Er wollte kein Gespräch führen. Sein Vater roch nach Alkohol und Zigarettenrauch.

Aiden ignorierte Dannys Einwand und setzte sich unaufgefordert zu ihm aufs Bett. «Deine Mutter hat mir erzählt, du fühlst dich von mir vernachlässigt. Ich möchte das in Zukunft ändern und mehr Zeit mit dir verbringen. Richtige Vater-Sohn-Dinge machen, die niemanden außer uns etwas angehen. Was hältst du davon?»

Danny dachte nach. Er war mehr als wütend auf seinen Vater. Niemals würde er ihm die Sache mit Rex verzeihen können ...

Der Hass brodelte so heftig in ihm, dass es ihm Bauchschmerzen verursachte und Angst machte. Ein Kind durfte seine Eltern nicht hassen, so viel war ihm klar. Vielleicht tat es ihnen gut, mehr Zeit miteinander zu verbringen. Früher waren sie an den Wochenenden oft gemeinsam am Meer gewesen, zum Windsurfen oder Wasserskifahren. Hier hatten sie nicht die Möglichkeit dazu, aber vielleicht konnten sie mal wieder zusammen schwimmen gehen.

«Okay», willigte er schließlich ein. «Können wir machen.»

Aiden rutschte ein Stück näher an ihn heran. Danny wich unweigerlich zurück. Er mochte es nicht, wenn sein Vater betrunken war.

«Ich möchte weiterschlafen!» Er gähnte, während er sich einrollte. Demonstrativ zog er die Bettdecke bis zu den Schultern nach oben und stellte sich schlafend.

Hinter ihm bewegte sich etwas. Danny registrierte verwundert, dass sein Vater sich zu ihm ins Bett gelegt hatte. Er beschloss, diesen Umstand einfach zu ignorieren, und gab ein leises Schnarchen von sich.

«Ich liebe dich, Danny!», sagte Aiden plötzlich. Ein Arm wurde um Dannys Hüften gelegt. So etwas hatte sein Vater noch nie getan. Ihm war diese Berührung unangenehm.

Was soll das? Ich bin kein kleines Kind mehr, ich kann alleine schlafen.

Ohne Vorwarnung schob Aiden seine Hand unter Dannys Schlafpullover und legte sie flach auf seine Brust. Langsam zog er den Jungen an sich. Erschrocken setzte Danny sich auf. «Was machst du da?»

«Kuscheln», gab Aiden gelassen zurück. «Das macht man so, wenn man sich gerne hat. Alle Väter machen das mit ihren Kindern. Es ist meine Schuld, dass ich das so lange versäumt habe.»

Aiden klopfte vor sich auf die Matratze. Unsicher legte Danny sich wieder hin und ließ sich von seinem Vater umarmen. Erneut

schob dieser seine Hand unter Dannys Pullover und begann, ihn mit den Fingerspitzen zu streicheln. Mühsam widerstand Danny dem Drang, einfach aufzustehen und aus dem Zimmer zu gehen. Stattdessen stellte er sich weiterhin schlafend.

Er war heilfroh, als er endlich die tiefen Atemzüge hinter sich vernahm, die ihm verrieten, dass sein Vater eingeschlafen war. Vorsichtig befreite er sich aus der Umklammerung und drehte sich auf den Rücken. Mit einer schmerzhaften Heftigkeit erkannte er, dass in seinem Leben nichts mehr so war wie früher. Der Umzug hatte alles verändert. Schlimm genug, dass er seine Freunde verloren hatte und jetzt ohne seinen Sportverein auskommen musste. In Atlanta war er erfolgreich in der Leichtathletik und im Schwimmsport gewesen. Seine Mutter hatte ihn hier bereits in einem Schwimmverein angemeldet, aber ohne Pool am Haus konnte er sein Trainingspensum sicher nicht halten. Sein Vater warf Marina deswegen mehr als einmal vor, dass sie durch den Umzug Dannys Karriere zerstörte. Nicht nur im sportlichen Bereich. Danny hatte als Model für Kinderkleidung gejobbt und damit gutes Geld verdient. Sein ganzer Verdienst befand sich vorerst auf einem Sparkonto. Damit wollten seine Eltern ihm einen guten Start in die Zukunft ermöglichen. Marina war überzeugt, dass er den Job auch in Deutschland weitermachen konnte. Sie war nicht davon abzubringen gewesen, hierherzukommen. Mit aller Macht wollte sie zu ihrer Mutter nach Deutschland. Schließlich hatte Aiden entnervt nachgegeben und ertränkte nun seine entstandene Unzufriedenheit im Alkohol.

Danny gab sich die Schuld für alles, obwohl er es natürlich niemals so gewollt hatte. Woher hätte er wissen sollen, dass es so kam? Für ihn war der Gedanke an den Unfall kaum zu ertragen. Seit Monaten hatte er sich auf sein Geschwisterchen gefreut. Aber in seiner Dummheit zerstörte er alles. Rex hatte bereits mit seinem Leben bezahlt, und Danny beschlich plötzlich das ungute

Gefühl, dass er für seinen Fehler ebenfalls bitter würde bezahlen müssen.

Lautes Stimmengewirr weckte Danny auf. Das Bett neben ihm war leer. Er erinnerte sich nur dumpf daran, dass sein Vater sich am Vorabend zu ihm gelegt hatte. Möglicherweise war es ein merkwürdiger Traum gewesen. Hastig sprang er auf, schlüpfte aus dem Zimmer und schlich auf Zehenspitzen den Flur entlang bis zu der dunklen Eichentreppe. Dort setzte er sich auf den Boden, um dem Streit seiner Eltern zu lauschen. Seit sie in Deutschland waren, stritten sie ständig. In der Regel ging es dabei um ihn oder um das verlorene Baby. Manchmal war auch seine Oma der Auslöser. Neuerdings beschwerte sich sein Vater zudem über seine miese Stellung. Diesmal allerdings war es Marina, die wütend zu sein schien. Sie hatte ihren guten Vorsatz, nur noch Deutsch zu sprechen, vollkommen vergessen und brüllte ihren Mann auf Englisch an: «Es reicht mir einfach! Ich werde gehen!»

«Du bist undankbar, Marina! Ich bin nur deinetwegen in diesem verfluchten Land. Das weißt du.»

«Dann nimm deine schwulen Freunde und verschwinde zurück in die USA», kreischte sie. Das war durchaus ungewöhnlich für Dannys sonst so stille und schüchterne Mutter. Irgendetwas ging zu Bruch. Es klang nach Geschirr.

«Was verdammt ist dein Problem? Darf ich keine Freunde aus der Kneipe in *mein* Haus bringen?» Aiden schrie ebenfalls, bei ihm war das aber mittlerweile zur traurigen Normalität geworden.

«Freunde? Du nennst es *Freunde*? Denkst du, ich bin dumm?»

«Es sind nur Freunde.»

«Ich weiß, was läuft!» Ihre Stimme überschlug sich fast. Wieder ertönte ein lautes Klirren. «Du vergreifst dich an halben Kindern! Du betrügst mich! Denkst du, ich merk das nicht?»

«Du bist doch nicht normal!» Sein Vater war noch lauter geworden. Er hatte ganz offensichtlich noch Restalkohol im Blut.

Danny kauerte sich auf der Treppe zusammen. Es machte ihm Angst, wenn seine Eltern auf diese Weise stritten. Inständig hoffte er, seine Mutter wäre klug genug, einfach still zu sein und seinen Vater nicht weiter zu provozieren. Aber sie schrie hysterisch weiter: «Ich lasse mich scheiden! Du nimmst Stricher mit in unser Schlafzimmer ...»

«Halt dein Maul, Marina!» Es klatschte laut. Vermutlich hatte sich seine Mutter eben eine Ohrfeige eingefangen «Du bist krank im Kopf. Seit dem *Unfall* siehst du Dinge, die es nicht gibt. Du phantasierst und gehörst ganz dringend in Behandlung!»

«*Ich* bin krank im Kopf? *Du* vögelst doch halbe Kinder!»

Das klatschende Geräusch ertönte erneut, lauter als zuvor. «Du verlierst vollkommen den Verstand!»

Danny sprang auf und rannte die Treppe hinunter.

«Hört sofort auf!», rief er. Seine Mutter war vollkommen verheult. Sie wurde von seinem Vater an den Handgelenken festgehalten.

«Halt dich da raus, *Danny!*», herrschte Aiden ihn an. Er spie seinen Namen förmlich aus. Es klang wie eine Beleidigung.

«Lass sie los, du tust ihr weh!» Verzweifelt zerrte Danny am Arm seines Vaters.

In diesem Augenblick brach Marina zusammen. Kraftlos ließ sie sich zu Boden sinken.

«Ich werde gehen», japste sie. «Zusammen mit meinem Sohn!»

Aiden setzte sich neben sie. Sanft nahm er sie in den Arm.

«Du kannst nicht gehen», flüsterte er. Von einer Sekunde auf die andere hatte sich seine Stimmung vollkommen verändert. «Denk doch an das Baby. Es braucht einen Vater!»

«Baby?» Verwirrt sah sie ihn an.

«Ja, das Baby.»

Liebevoll legte Aiden seine Hand auf Marinas flachen Bauch und begann, das Wiegenlied zu summen, das sie in ihrer Schwangerschaft so oft gehört hatte.

Langsam schloss Marina die Augen. Sie legte die Hand auf die ihres Mannes, während sie andächtig der Melodie lauschte.

«Das Baby ist tot!», schrie Danny.

«Sei doch ruhig», flehte Marina. «So etwas darfst du nicht sagen!»

«Aber es ist so!»

«Verschwinde!», fuhr Aiden ihn an.

Kurze Zeit sagte niemand etwas. Im Radio sang Curt Smith «It's a very, very mad World ...»

Ungläubig blickte Danny seine Eltern an, die beide auf dem Boden saßen und einen Bauch streichelten, in dem sich kein Leben mehr befand.

«Das Kind braucht mich!» Leise sang Aiden das Wiegenlied.

«Was zur Hölle macht ihr da?» Danny traute seinen Augen nicht. «Dad? Warum redest du ihr so etwas ein? Das Baby ist *tot*! Dad, bitte!»

«Verschwinde, Danny!», wiederholte Aiden. «Ich will dich heute nicht mehr sehen!»

Fassungslos rannte Danny in sein Zimmer, um sich anzuziehen. Er musste hier raus. Wenn er seinem Freund Ricky erzählte, dass das Haus wegen einem Rohrbruch unter Wasser stand, konnte er ihn bestimmt überreden, mit ihm ins Hallenbad zu gehen. Den Tag im Wald zu verbringen, schreckte ihn heute ab. Es regnete mal wieder in Strömen. Das Wetter in Deutschland war immer katastrophal.

Erst spät am Abend kehrte Danny zurück. Er wollte sichergehen, dass sein Vater bereits das Haus verlassen hatte. Es gab am Wochenende längst keinen Abend mehr, an dem er daheimblieb.

Leise schlich Danny sich ins Wohnzimmer. In dem großen, offenen Kamin brannte ein Feuer. Sein Schein spiegelte sich in den grauen Fliesen auf dem Fußboden. Der CD-Player spielte wieder dieses schreckliche Wiegenlied, das Danny so sehr hasste. Seine Mutter fand er im Schaukelstuhl, eingewickelt in eine Decke, ein Babybuch in der Hand. Leise summte sie die Melodie mit.

«Hallo Mom.»

«Hallo Danny», gab sie zurück. «Wie geht es dir?»

«Gut», sagte er knapp. «Mom, wir müssen miteinander reden!»

Marina legte sofort ihr Buch aus der Hand und blickte ihn aus ihren ozeanblauen Augen an.

«Natürlich», sagte sie. «Was hast du auf dem Herzen?»

Danny strich sich nervös mit der Hand über seine ordentlich gekämmten Haare. «Du darfst dir das nicht einreden lassen. Das Baby ist tot, du musst das endlich verstehen!»

«Warum sprichst du so über Liam?»

«Weil es die Wahrheit ist! Das Baby ist tot – und fertig!»

Marina begann, wieder auf und ab zu schaukeln.

Danny deutete mit der Hand auf den CD-Player.

«Du weißt schon, dass in diesem beschissenen Lied der Junge am Ende stirbt?», knurrte er.

«Was ist nur los mit dir?», fragte sie erstaunt. «Ständig provozierst du Streit.»

«Indem ich die Wahrheit sage?» Er schnaubte wütend. «Hör doch auf den Text. Heidschi Bumbeidschi ist der Tod. Eine Mutter versucht, ihr Kind in den Schlaf zu wiegen, doch am Ende kommt der Tod und nimmt es mit. Irgendwie passend, findest du nicht?»

Er sah mit Genugtuung, dass seine Mutter kreidebleich geworden war.

«Danny, geh sofort ins Bett», zischte sie.

«Was? Schon wieder? Wieso?»

«Geh sofort ins Bett!», wiederholte sie kreischend.

Danny verließ kopfschüttelnd den Raum. Es war nun schon das dritte Mal innerhalb von zwei Tagen, dass sie ihn wegschickten, obwohl er die Wahrheit sagte. Oder vielleicht auch gerade deswegen ...

Verärgert putzte er sich die Zähne und legte sich schlafen. Durch das Fenster in der Dachschräge beobachtete er nachdenklich die Sterne.

Es war schon spät am Abend, als sein Vater nach Hause kam. Genervt zog Danny sich die Bettdecke über den Kopf. Er wollte seine Eltern nicht schon wieder streiten hören.

Doch Aiden ging nicht zu Marina ins Wohnzimmer. Danny hörte ihn die Stufen nach oben kommen. Vermutlich hatte er wieder einen jungen Mann dabei, den er mit ins Schlafzimmer nahm.

Die Zimmertür wurde langsam geöffnet.

«Du bist noch wach?», fragte Aiden leise in das vom Mond hell erleuchtete Zimmer.

«Ja. Kann nicht schlafen.»

«Darf ich reinkommen?»

«Was gibt es denn?» Am liebsten hätte Danny die Frage verneint, aber er traute sich nicht.

«Nichts Bestimmtes. Ich wollte nur reden. Bisschen kuscheln ...» Aiden setzte sich zu ihm aufs Bett. Er roch wieder nach Alkohol und Rauch. Erleichtert stellte Danny fest, dass er zumindest nicht sturzbetrunken war. Jetzt konnte er wenigstens die Gelegenheit nutzen, um seine Frage zu stellen, die ihm so sehr auf der Seele brannte.

«Wer sind die ganzen Typen, die du in letzter Zeit so häufig mit nach Hause bringst? Erst gestern hab ich einen von denen im Bad getroffen.»

Erstaunt starrte sein Vater ihn an. Seine hellen, grünen Augen wirkten erschrocken. Damit hatte er ganz offensichtlich nicht gerechnet.

«Azubis aus meiner Firma», antwortete er schnell. «Sie sind beruflich hier.»

«Warum weint Mom ständig deswegen?»

Aiden seufzte. Fast verzweifelt vergrub er das Gesicht in den Händen. «Ich kann nicht anders, Danny. Ich *kann* nicht! Ich hab es jahrelang versucht, aber jetzt ist alles aus den Fugen geraten, deswegen geht es nicht mehr. Verstehst du?»

«Nein.»

«Willst du wissen, was ich mit diesen Jungs mache?»

Er nickte. Bestimmt konnte er seine Eltern dann besser verstehen.

«Zieh deinen Pulli aus», sagte sein Vater leise.

Für einen Moment war Danny verunsichert, aber seine Neugier siegte. Er zog sich den Schlafpullover über den Kopf und knüllte ihn in den Händen zusammen.

Eine ganze Weile betrachtete Aiden ihn wortlos.

«Du kommst ganz nach deiner Mutter», flüsterte er dann. «Du bist ausgesprochen hübsch, weißt du das?»

Das wusste Danny. Die Leute sagten es ihm oft genug. Sonst wäre er auch nicht von dem Agenten der Modelagentur angesprochen worden.

Wieso kommt Dad mitten in der Nacht hier rein und erzählt mir Dinge, die ich eh schon weiß?

Aiden fuhr ihm freundschaftlich durch die blonden Haare, die wie immer ordentlich zum Scheitel gekämmt waren. Die andere Hand legte er auf Dannys Oberschenkel. Dann gab er ihm einen Kuss in den Nacken.

«Lass das», beschwerte sich Danny.

«Du wolltest doch wissen, was ich mit den anderen mache!»

«Nee, doch nicht. Hab's mir anders überlegt.»

«Du musst mich das aber machen lassen.» Sein Vater sah ihn beschwörend an. «Sonst muss ich mir weiterhin diese Jungs ins

Haus holen. Aber wenn ich das noch mal mache, dann lässt sich deine Mutter von mir scheiden. Willst du das?»

Ja, dachte Danny instinktiv. Es wäre das Beste – für Mom und mich!

Unschlüssig zuckte er die Achseln.

Aiden sprach leise und eindringlich weiter: «Du weißt, was dann passiert. Die Behörden werden dich deiner Mutter wegnehmen. Weil sie nämlich dabei ist, den Verstand zu verlieren.» Er machte eine bedeutungsvolle Pause, bevor er fast ungläubig hinzufügte: «Sie redet sich ein, dass das Baby noch in ihrem Bauch ist!»

«Du redest ihr das ein!», rutschte es Danny heraus. Sein Vater ignorierte ihn.

«Weißt du, wie es zugeht in deutschen Kinderheimen?»

Danny schüttelte den Kopf. Im Prinzip wusste er gar nichts über dieses Land, mit dessen Sprache er so selbstverständlich aufgewachsen war. Seit er vier Jahre alt war, hatte er mindestens zweimal im Jahr mit seinen Eltern hier Urlaub gemacht, doch die Sitten und Gebräuche waren ihm fremd.

Aiden rutschte ein Stück zu Danny hin. Geheimnisvoll flüsterte er ihm ins Ohr: «Ich werd dir davon erzählen. Hör mir gut zu!»

Danny wollte sein Oberteil wieder anziehen, aber sein Vater nahm es ihm weg und fuhr in dramatischem Tonfall fort: «Neuankömmlinge werden immer erst einmal verprügelt. Die anderen Jungs schleichen sich nachts mit Stöcken in dein Zimmer und schlagen dich grün und blau. Sie nehmen dir wochenlang fast dein gesamtes Essen weg, ärgern dich den ganzen Tag und machen dich zum Außenseiter. Wenn du es den Erziehern und Heimleitern sagst, wird es noch viel schlimmer. Sie nennen dich dann Petze und Feigling. Natürlich glauben sie dir kein Wort. Zur Strafe für deine Lügen sperren sie dich tagelang in einen dunklen Keller!»